

MICHAEL KARDOS



BEVOR
DUMMICH
FINDEST

THRILLER

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Teil eins

1

2

3

4

5

6

7

8

9

Teil zwei

10

11

12

Teil drei

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

Danksagung

Über den Autor

Michael Kardos studierte zuerst Musik und dann Kreatives Schreiben. Wenn er nicht gerade selbst Geschichten erfindet, arbeitet er als Lehrbeauftragter für Englisch und als Kodirektor des Creative Writing Programs an der Mississippi State University. Er ist Gewinner des Mississippi Institute of Arts & Letters Award for Fiction und des Pushcart Prize.

Michael Kardos

BEVOR DU
MICH
FINDEST

Thriller

Aus dem Englischen von
Sabine Schilasky

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Zitat von Sherwood Anderson, »Winesburg, Ohio«, btb Verlag,
August 2015, Copyright by Manesse Verlag, Zürich, S.12-13

Wir danken dem Manesse Verlag für die freundliche
Abdruckgenehmigung.

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Michael Kardos

First published in the United States of America in 2015 by

The Mysterious Press, an imprint of Grove Atlantic Inc.

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Before he finds her«

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Kerstin Ostendorf

Textredaktion: Dorothee Cabras, Grevenbroich

Titelillustration: © shutterstock/Oleg Krugliak;

© shutterstock/schankz

Umschlaggestaltung: Massimo Peter

eBook-Erstellung: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-4025-9

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Katie

Es waren die Wahrheiten, die die Leute zu grotesken Gestalten machten ... Seiner Vorstellung nach wurde einer in dem Augenblick, in dem er eine der Wahrheiten für sich in Anspruch nahm, sie seine Wahrheit nannte und versuchte, danach zu leben, grotesk, und die Wahrheit, die er sich zu eigen gemacht hatte, wurde unwahr.

Sherwood Anderson, *Winesburg, Ohio*

Es ist das Ende der Welt, die wir kennen (und mir geht es prima).

R.E.M.

Teil eins

1

Mein weißer Wal, freigelassen

*22. September 2006 *von Arthur Goodale* in Vermischtes*

Drei Wochen liegt mein letzter Eintrag jetzt zurück, und ich weiß nicht, ob ich so bald wieder zum Schreiben komme, also verzeiht bitte, wenn ich heute etwas ausführlicher werde.

Jeder, der diesem Blog schon eine Weile folgt, wird wissen, dass ich großen Wert auf Offenheit und Ehrlichkeit lege. Hier also meine ungeschminkte Wahrheit von heute: Ich schreibe aus einem Krankenbett auf der Intensivstation im Monmouth Regional Hospital. Vergangenen Sonntag – anscheinend den ganzen Tag lang – litt ich unter kongestiver Herzinsuffizienz. Aber wer weiß das schon? Fakt ist, dass ich rauche und immer geraucht habe. (Leser dieses Blogs kennen meine zahlreichen erfolglosen Versuche, damit aufzuhören.) Seit Jahren, ja Jahrzehnten warte ich praktisch auf das taube Gefühl im linken Arm und die Enge im Brustkorb, diese unverwechselbaren Vorboten eines raschen Ablebens oder zumindest eines torkelnden Stolperns zum Telefon vor dem Zusammenbruch, bei dem ich die Wohnzimmervorhänge herunterreiße. Irgendwas Dramatisches eben. Aber leichte Rückenschmerzen?

Ich hatte fast den ganzen Tag gebückt im Garten verbracht, Unkraut gejätet und einige hängende Tomatenzweige an die Stangen gebunden, damit meine Pflanzen hoffentlich bis zum ersten Frost weiter produktiv blieben. Wie sollte mir da nicht der Rücken wehtun? Früher hatte ich in solchen Fällen

drei Advil-Schmerztabletten eingenommen, mich in den Fernsehsessel gesetzt und mir ein paar *James-Bond*-Filme angesehen. Und so behandelte ich die Symptome diesmal auch – mit internationalen Verschwörungen, beruhigendem britischen Akzent und ein paar Wodka-Martini obendrein.

Als es bis Dienstagnachmittag nicht besser war, rief ich meinen Arzt an. Er sagte, ich soll in die Praxis kommen, und so ging ich hin. Jetzt bin ich im Krankenhaus, und es heißt, dass ich fürs Erste hierbleiben muss.

Ich hätte vielleicht besser ein paar Aspirin genommen anstelle der Advil, sagt der behandelnde Kardiologe, oder gleich in die Klinik fahren oder den Notruf wählen sollen, statt zwei Tage abzuwarten. Aber warum hätte ich das tun sollen? So etwas macht man doch nicht, wenn man ein alter Dummkopf mit Kreuzschmerzen ist, weil man es im Gemüsegarten übertrieben hat. Da ruft man keinen Krankenwagen, sondern sieht fern. Und macht ein Nickerchen.

Wer pflückt nun die letzten Tomaten?

Nein, ich werde jetzt nicht makaber. Das habt ihr nicht verdient. Und ihr seid ja doch einige – hier in New Jersey und weiter entfernt. Im vergangenen Monat wurde dieser Blog zweitausenddreihundertmal angeklickt, ungefähr fünfundsiebzigmal am Tag. Mir fällt es schwer zu glauben, dass sich täglich fünfundsiebzig Leute für meine Gedanken interessieren, aber ihr seid real, meine Leser, und wie es scheint, klickt ihr euch von überall her ein, sogar aus Vietnam und Australien. Das verblüfft mich wirklich, zumal es in meinen Tagen bei der Zeitung völlig anders aussah, als man ohne Ende um Abonnenten kämpfte – jedenfalls bevor wir zum Gratisblatt wurden und uns ganz auf Werbeeinnahmen konzentrierten. Und schließlich gaben wir

auch *den* Plan auf und verkauften an Kingswood Holdings, Inc.

Daher möchte ich euch, meinen fünfundsiebzig treuen Lesern, meinen aufrichtigen Dank ausdrücken, dass ihr meine Posts die letzten drei Jahre gelesen habt und meinen zahlreichen Aus- und Abschweifungen folgt. Ungeachtet der Tatsache, dass ich die strengen Regeln des Zeitungsjournalismus durchaus befürworte, genieße ich es mittlerweile sehr, diesen Blog zu schreiben, in dem die Anzahl der Wörter keine Rolle mehr spielt, Unparteilichkeit am Ziel vorbeiginge und ich nach Lust und Laune mutmaßen und so viele Einschübe und Aufzählungen bringen darf, wie ich mag.

Aus offensichtlichen Gründen hoffe ich, dass dies nicht mein letzter Post wird. Falls doch, ist es eben so. Ich bin einundachtzig, was nach jedem Maßstab als hohes Alter gilt. Vermutlich fühlt sich für den Betroffenen kein Alter jemals alt genug an. Doch mein täglicher Zigarettenkonsum (ein Laster, dem ich seit fast *siebzig* Jahren fröne) und die typisch ungesunde Junggesellenernährung (größtenteils Takeouts, abgesehen von meinen selbst gezogenen Tomaten) legen nahe, dass ich mich glücklich schätzen darf, es überhaupt so weit geschafft zu haben. Ich bereue nicht, nie geheiratet oder Kinder bekommen zu haben. Hätte ich die richtige Frau getroffen und die Chance auf ein Leben mit ihr verpasst, wäre es wohl anders. Kann sein, dass es an den langen Arbeitstagen lag oder an meiner lachhaft langen Nase. Was auch der Grund für mein Single-Leben sein mag, wird es zur Folge haben, dass dessen Ende zwar bei einigen Leuten Betrübnis hervorrufen dürfte, jedoch bei niemandem echte Trauer.

War ich mit meinem Beruf verheiratet? Ein Klischee natürlich, aber es könnte stimmen. Wenn ja, bemitleidet

mich bitte nicht deswegen. Es war eine starke Beziehung. Ich habe es geliebt, ein Zeitungsmensch zu sein – Herausgeber, Redakteur und, allen voran, Reporter. Für mich gab es kein besseres Gefühl, als ganz von einer Story gebannt zu sein und dann zu erleben, wie sich endlich alles zusammenfügte – die Fakten und meine besondere Art, sie wiederzugeben. Das ist besser, als auf eine Ölquelle zu stoßen, sage ich euch.

Was für ein Jammer, dass diese altehrwürdige Branche rapide schwindet, überrannt von Ideologen und Analphabeten!

Die Überschrift des heutigen Posts ist natürlich eine Anspielung auf Captain Ahab's Obsession. Heute Morgen kam ein junger Krankenpfleger in mein Krankenzimmer, um meine Vitalfunktionen und die Wunden an meiner Brust und meinem Bein zu kontrollieren. (Am Mittwochmorgen hatte ich eine Bypass-Operation.) Ich fragte den Pfleger, welcher Tag heute ist, und er sagte, Freitag, der zweiundzwanzigste September. Daraufhin erzählte ich ihm, dass sich heute die Miller-Morde zum fünfzehnten Mal jähren.

»Die was?«, fragte er.

Ich war geschockt, was ich eigentlich nicht hätte sein sollen. Der junge Mann war zur Zeit der Morde noch ein Kind gewesen. Dennoch: Silver Bay ist bis heute eine friedliche Stadt, und das Verbrechen damals war über Wochen in den Nachrichten. Das sagte ich ihm.

»Ja, kann sein, dass ich davon schon mal irgendwas gehört habe«, antwortete er. Immerhin war er sensibel genug, nett zu seinen irren, sterbenden Patienten zu sein.

Den treuen Lesern dieses Blogs sei erklärt, dass es sich bei dem Miller-Fall um meinen »weißen Wal« handelt. In all den

Jahren, die ich in dieser Stadt lebe, gab es hier nur fünf Morde. Ein Täter stellte sich selbst innerhalb weniger Stunden nach der Tat. Dreimal wurden die Täter (es waren alles Männer) binnen Wochen gefasst und plädierten auf schuldig, um ihre Haftstrafen zu verringern. Ramsey Miller war der einzige Beschuldigte, der davonkam.

Ich wohnte - wohne noch - direkt im Nachbarviertel von Millers damaligem Tatort, weshalb ich an dem Morgen des dreiundzwanzigsten September die Sirenen hörte und Minuten später vor Ort war. Ich fuhr die wenigen Blocks zum Blossom Drive mit dem Wagen und erlebte so hautnah mit, was direkt nach dem furchtbaren Ereignis geschah. Darüber bin ich nie richtig hinweggekommen.

Es erschütterte uns alle. Ich erinnere mich, dass ich mir ein paar Tage später wie jeden Morgen einen Kaffee und ein paar Eier im *Good Times Diner* bestellte und die Kellnerin (Tracy Strickland, die stets einen *Küss mir den Barsch*-Anstecker an ihrer Uniform trug) setzte sich mir gegenüber hin, vergrub das Gesicht in den Händen und weinte. Sie war ungefähr in Allison's Alter. Nicht, dass ich nachgefragt hätte. Aber Silver Bay ist so eine kleine Stadt, und Allison Miller war die Art junge Frau, die man unmöglich nicht bewundern konnte. Ihre Tochter Meg war knapp drei Jahre alt und hätte es verdient gehabt, groß zu werden.

Ein paar Monate zuvor, als ich eines Nachmittags im Supermarkt einkaufte, landete ich zufällig im selben Gang wie Allison und Meg. Allison schob einen vollen Einkaufswagen hinter ihrer Tochter her, die in meine Richtung lief und dabei die Farben der Bodenfliesen rief. Neben mir angekommen, zupfte Meg an meinem Hosenbein und befahl: »Auf den Arm!«

Ich hatte seit Jahren kein kleines Kind mehr auf dem Arm gehalten, womöglich seit Jahrzehnten – seit meine Nichte und mein Neffe klein gewesen waren.

»Arm!«, wiederholte das Mädchen.

»Tun Sie es lieber«, riet mir die Mutter.

Ich hob das erstaunlich leichte Mädchen hoch und hielt es etwa dreißig Sekunden lang, vielleicht sogar eine Minute, und atmete den Geruch von Baby-Shampoo ein, während Allison hastig Sachen aus dem Regal in ihren Wagen lud. Meg schien zufrieden damit zu sein, ihrer Mutter von meinem Arm aus zuzusehen.

»Danke, Arthur«, sagte Allison lächelnd und übernahm ihre Tochter wieder.

Wir hatten uns erst kurz zuvor bekannt gemacht, als wir uns im Wartezimmer des Zahnarztes begegnet waren. Allerdings hatte ich nicht erwartet, dass Allison sich meinen Namen gemerkt hatte oder wer ich war. Deshalb wusste ich nun nicht, was ich sagen sollte. Trotz der unzähligen Interviews, die ich geführt hatte, war ich nie gut im Smalltalk – vor allem nicht mit einer Frau, die selbst abgehetzt im Supermarkt umwerfend war. Also nickte ich nur und murmelte etwas. Allison überredete ihre Tochter, sich wieder in den Einkaufswagen zu setzen, und verschwand am Ende des Gangs. Ich kaufte zu Ende ein und bezahlte. Als ich aus dem Supermarkt kam, packte Allison gerade die Einkäufe in ihr Auto. Meg saß in dem Einkaufswagen und schlenkerte mit den Beinen. Ich überlegte, hinüberzugehen und etwas Unverfängliches zu sagen. Doch es war später Nachmittag, und die tief stehende Sonne vergoldete dieses schöne Bild von Mutter und Tochter; das wollte ich nicht kaputtmachen.

Ich sah die beiden nie wieder.

Hin und wieder, wenn es mir passend erschien, habe ich *freigegebene Dokumente* zu dem Fall gepostet, beachtenswerte *Pressebeiträge* und meine eigenen Überlegungen (*hier, hier, hier* und *hier*, und weniger ausführlich in circa einem Dutzend anderer Posts). Falls ihr neu auf diesem Blog seid (bedauerliches Timing), hier ist eine kurze Zusammenfassung:

Am Nachmittag des zweiundzwanzigsten September 1991, einem Sonntag, fand ein Fest im Garten der Millers statt. Über fünfzig Leute waren im Laufe mehrerer Stunden dort. Die Party endete gegen einundzwanzig Uhr. Irgendwann später an dem Abend, nachdem die Gäste gegangen waren, brachte der betrunkene Ramsey seine Frau Allison brutal um. (Ich erspare mir die Einzelheiten; Neugierige können sie *hier* lesen.) Am nächsten Morgen fand die Polizei ihre Leiche im Garten und begann, nach Ramsey und der kleinen Tochter zu suchen. Zwei Zeugen sagten aus, Ramsey gegen zweiundzwanzig Uhr am Sonntagabend im Bootshafen von Silver Bay gesehen zu haben, und einer von beiden gab an, dass er mit einem Bündel von der Größe eines Kleinkinds in sein Motorboot gestiegen war. Weder Ramsey noch Meg wurden je wiedergesehen. Das Boot wurde nie gefunden. Der vorherrschenden - und meiner Ansicht nach korrekten - Theorie zufolge fuhr Ramsey mit dem Boot raus und warf seine Tochter über Bord, lebendig oder bereits tot.

Aufgrund des Zustands, in dem Allison Millers Leiche gefunden wurde, lässt sich der Todeszeitpunkt nur vage schätzen, und einige Fachleute streiten, was zuerst kam, der Mord oder die Bootsfahrt. Die Reihenfolge jedoch ist wichtig, will man die Kausalkette rekonstruieren. Hatte Ramsey beide Morde geplant? Oder erschien ihm nach der einen begangenen entsetzlichen Tat die andere unvermeidlich?

(Während ich dies schreibe, wird mir aufs Neue schlecht. Anscheinend kann man sich selbst sterbenskrank noch kränker fühlen.)

Ich glaube nicht, dass der Fall jemals aufgeklärt wird. Nein, streicht das. Soweit es mich betrifft, wurde er längst gelöst: Ramsey beging zwei Morde und floh. Was ich meine, ist, dass es wohl nie hinreichend Antworten geben wird, um richtig zu erfassen, was geschehen war und warum. Ebenso wenig glaube ich, dass man je erfahren wird, wo Ramsey sich aufhält, so er denn noch lebt. Vor allem nicht jetzt, da Detective Esposito, der so verbissen an dem Fall arbeitete und mich immer zurückrief, wenn ich darum bat, in den Ruhestand gegangen ist. Er lebt mittlerweile in South Carolina, wo das Wetter besser ist und die Golfplätze das ganze Jahr bespielbar sind. Er hat sich seinen Ruhestand verdient, und ich nehme an, dass er das Beste daraus macht. Anders als die verbitterten, einsamen Protagonisten in vielen Krimis, hatte Danny von jeher vorgehabt, seinen Lebensherbst mit seiner reizenden Frau Susan auf den Fairways zu verbringen. Er ist nicht so dumm, seine Zeit an einen traurigen, frustrierenden und hoffnungslosen Fall zu verschwenden.

Und es ist wirklich ein sehr seltsamer Fall.

Falls es ein Motiv gab, wurde es nie aufgedeckt. Aus der Familie waren bis dahin keine Fälle von Gewalt bekannt. Soweit es irgendjemand wusste, war Ramsey ein hingebungsvoller Ehemann und Vater. Seine Konflikte mit dem Gesetz lagen weit zurück. Es gibt nicht einmal eine zufriedenstellende Erklärung für die Party, die den Morden voranging. Einigen Nachrichtenmeldungen zufolge war es die Feier zu Ramseys fünfunddreißigstem Geburtstag, nur war der erst eine Woche später. Andere Meldungen sprachen schlicht von einem Straßenfest - aber das hatte es

in der Gegend nie zuvor gegeben, und die Millers hatten offensichtlich allein für Speisen und Getränke gesorgt. Gehörte die Party zu Ramseys ausgeklügeltem Plan? Dann wäre da noch die rätselhafte Tatsache, dass Ramsey am Freitag vor den Morden seinen Lastwagen verkaufte. Mit dem verdiente er seinen Lebensunterhalt. Warum sollte er ihn also verkaufen?

Manche Leute in der Stadt klammern sich an die Hoffnung, dass das kleine Mädchen nach Allison's Ermordung von dem Vater entführt wurde und verschont blieb. Dass Meg irgendwo weiterlebt. Ich verstehe, warum Menschen das lieber glauben, als das Udenkbare zu denken. Aber ich habe noch nie viel davon gehalten, sich Illusionen hinzugeben, und weigere mich, jetzt damit anzufangen. Der Mann, der eben seine Frau ermordet hatte, ist nicht mit seiner kleinen Tochter zum Sternegucken rausgeschippert, um danach mit ihr zu verschwinden. So war es nicht.

Das Udenkbare ist geschehen.

Ob ich es beweisen kann? Nicht ohne die Leiche des kleinen Mädchens, die nie gefunden werden wird. Man kann ein Meer nicht trockenlegen. Dabei fühlte sich alles an diesem Fall so an, als täte man genau das. Brutal wie es war, handelte es sich doch um ein Kleinstadtverbrechen. Warum tat Ramsey Miller es? Wie ist er verschwunden? Das Nicht-Wissen hielt mich mehr Nächte wach, als ich nachzählen möchte. Erst kürzlich habe ich angefangen, mir selbst einzugestehen, dass der Mangel an Beweisen in diesem Fall zu einem Dauerzustand wird - oder zumindest einem, der mich überleben wird.

Es hilft, mich daran zu erinnern, dass es das Problem des Staatsanwalts oder vielleicht eines Journalisten ist, Beweise beizubringen, und ich bin schon seit Jahren kein Journalist

mehr. Ich bin bloß ein Blogger und alter Mann, der sich auf der Zielgeraden zu seinem eigenen ewigen Schlaf nicht mehr mit juristischen Vorbehalten und Warnungen herumschlagen will und geruht, die simple Wahrheit zu sagen.

Und die lautet: Auf den Tag genau vor fünfzehn Jahren gab es eine Party, zwei Morde und eine Bootsfahrt. Darüber hinaus weiß ich rein gar nichts und werde es auch nie wissen.

Meine Ärzte verlangen, dass ich mich ausruhe und nicht tippe. Ich muss mich auf meine Gesundheit konzentrieren, obgleich sie mir die Art Fragen stellen, die mich zu dem Schluss verleiten, dass »meine Gesundheit« ein Euphemismus für »mein Tod« ist. Was bedeutet, dass für mich die Zeit gekommen ist, meinen Laptop zuzuklappen und meinen weißen Wal einem jüngeren, klügeren Captain zu überlassen.

Bon voyage,
Arthur Goodale

PS: Entschuldigt bitte, dass ich für diesen Post die Kommentarfunktion deaktiviert habe. Sollten es meine letzten geschriebenen Worte sein, ist es mir lieber, wenn ihnen keine politischen Rundumschläge am Thema vorbei folgen.

*Gepostet von Alter Mann mit Schreibmaschine am
22.09.2006, 02:23 Uhr*

Die Kommentarfunktion für diesen Beitrag wurde deaktiviert.

22. September 2006

Melanie Denison – denn so hieß sie jetzt – hatte das Frühstück ruiniert.

Ansonsten war es ein vollkommener Herbstmorgen. In Fredonia, West Virginia, gab es keine bessere Jahreszeit: Alles grünte, wuchs und duftete noch süßlich, begehrte ein letztes Mal vor dem ersten richtigen Frost auf.

Melanies Onkel Wayne stand am Fenster und sah hinaus in den Garten, wo die Tomaten und Paprika an den verwitterten Pflanzstäben lehnten. »Du weißt ja, dass ich dich liebe«, sagte er und drehte sich zu ihr um, »aber was du tust ...«

Meistens sprach einer von ihnen morgens das Gebet, und dann frühstückten sie gemeinsam, als Familie. Danach spülte Melanie ab, Kendra duschte und zog sich für die Arbeit an. Wayne ging hinaus, um Unkraut zu jäten, den Rasen zu mähen oder mit seinem Hochdruckreiniger den Staub von der Vinylfassade des Trailers zu sprühen, in dem sie wohnten. Hauptsache, er konnte einige Minuten draußen sein, ehe er zu Lube & More in Monroeville fuhr, um acht Stunden lang unter Autos zu liegen und an ihnen herumzuschrauben.

»Du musst dir wirklich keine Sorgen machen«, sagte Melanie. »Ich bin vorsichtig.«

»Das bezweifle ich nicht, Schätzchen«, erwiderte er. »Aber du wirst sehen, dass es trotzdem gefährlich ist.«

Das konnte sein. Doch sie war fast achtzehn, und die Familienregeln zu befolgen, die es schon so lange gab, wurde schwieriger denn je.

Du gehst direkt zur Schule. Und nach dem Unterricht kommst du direkt nach Hause.

In der Highschool hatte sie es verstanden. Aber am vergangenen Dienstag war sie mittags noch auf dem College-Campus geblieben, um mit ein paar Kommilitonen zu Mittag zu essen. Ein paar Tage später war sie allein zu JC Penney nach Reynoldsville gefahren, um sich eine Jeans zu kaufen, die ihr besser passte. Sie hatte sich tatsächlich eingeredet, es wären keine großen Regelverstöße.

»Aber eine *Zeitung*, ausgerechnet!«, hatte ihre Tante gesagt.

Melanie hielt ungern Dinge vor ihnen geheim. Deshalb hatte sie erzählt, dass sie bei der College-Zeitung mitarbeiten wollte. Es war eine Art Test gewesen: Warte ab, wie sie reagieren, und dann entscheidest du, was sie noch wissen dürfen.

Nun, bei dem Test waren sie in Bausch und Bogen durchgefallen. Melanie stellte die Saftgläser auf den Tisch und fragte ihre Tante: »Was heißt denn ›ausgerechnet‹?«

Natürlich wusste sie es. Sie war extrem geschult darin, sich auszumalen, wie ihr Vater sie selbst nach all den Jahren noch finden könnte.

Und ihre Tante und ihr Onkel? Die beiden waren es ebenfalls.

»Hat die Zeitung eine Website?«, fragte Onkel Wayne.

»Glaube ich nicht«, antwortete Melanie – aber selbstverständlich hatte sie eine.

»Trotzdem«, sagte er. »Dein Bild könnte im Internet landen.«

Es klang so paranoid, dass man leicht vergaß, wie wenig ihre Tante und ihr Onkel sich freiwillig für dieses Leben entschieden hatten – versteckt in einem abgelegenen Weiler in West Virginia. Die U.S. Marshals hatten beschlossen, dass dies für sie alle der beste Ort wäre, sich »neu niederzulassen«, was nichts anderes bedeutete, als sich zu verstecken. Deshalb war Melanie mit ihren

siebzehn Jahren noch nie in einer Stadt gewesen, hatte niemals in einem Hotel übernachtet oder war weiter als nach Glendale zu den Musik- und Heißluftballonfestivals gereist. Sie war noch nie mit einem Flugzeug geflogen oder hatte das Meer gesehen, war keiner Berühmtheit begegnet. Sie war zum Wandern in den Allegheny Mountains gewesen, doch sie hatte noch niemals Sushi oder einen ofenfrischen Bagel gegessen. Zweimal hatte sie in der Ferne Tornados wirbeln gesehen, war aber noch nie auf einem Ball oder bei einem Football-Spiel gewesen.

Jedes Mal, wenn sie merkte, dass sie zu sehr gegen ihre Tante und ihren Onkel aufbegehrte, wartete sie, bis sie allein im Haus war. Dann öffnete sie die Schreibtischschublade ihres Onkels und las die furchtbaren Briefe von den U.S. Marshals, die er dort versteckte. Vor Jahren war sie zufällig auf die Briefe gestoßen, als sie nur nach einem Stift gesucht hatte. Das Entsetzliche an den Briefen war, dass sie einheitlich kurz waren, nie länger als einen, höchstens zwei Absätze, und dass sie rein gar nichts sagten. Oder vielmehr sagten sie immer wieder dasselbe, was aufs Gleiche hinauslief. Ramsey Miller war den Behörden nach wie vor nicht ins Netz gegangen; man sorgte sich immer noch um Melanies Sicherheit. Entsetzlich waren die Briefe auch deshalb, weil sie so sauber und ordentlich auf hübschem Papier geschrieben waren. (Melanie stellte sich ein aufgeräumtes, aber wuseliges Büro vor, in dem die Mitarbeiter miteinander scherzten und über Football-Spiele und ihre Pläne fürs Wochenende redeten.) Außerdem waren die Briefe entsetzlich, weil sie immerzu optimistisch formuliert waren, ohne dass es den geringsten Anlass für Optimismus gab. Hinterher legte Melanie sie wieder in der braunen Aktenmappe in die unterste Schublade und ermahnte sich, nicht an irgendeinen Helden in Polizeiuniform zu glauben, der zu ihrer Rettung herbeigeeilt kam. Nicht nach fünfzehn Jahren. Nein, die einzigen Helden waren ihre Tante und ihr

Onkel, denn sie hatten ein gewaltiges Opfer gebracht, damit Melanie in Sicherheit war. Was es um nichts leichter machte.

Wenigstens war das Zusammenleben mit ihnen okay. Im Winter spielten sie Karten oder Brettspiele; im Frühling half Melanie Wayne, die Beete umzugraben und vorgezogene Pflanzen zu setzen. Kendra kaufte billige Taschenbücher aus zweiter Hand, und bei Sonnenaufgang nahmen sie beide ihren Saft oder Kaffee und die Bücher, die sie gerade lasen, mit nach draußen, wo sie nebeneinander auf ihren Liegestühlen lagen und schmökerten. Hier waren sie zu beiden Seiten des Grundstücks von hohen Hecken sowie am hinteren Ende vom Wald vor Blicken geschützt. Etwa einmal im Monat gönnten sie sich den Luxus, bei *Lucky's Grill* zu essen – immer wochentags um halb fünf nachmittags, wenn es dort so gut wie leer war.

Bis zur elften Klasse hatte ihre Tante sie zu Hause unterrichtet, dann jedoch zugegeben, dass sie als Lehrerin an ihre Grenzen gestoßen war. Obwohl die Vorstellung, jeden Tag für sieben Stunden weit entfernt von Notres Pass Nummer neun zu sein, sie gleichermaßen aufgeregt wie geängstigt hatte, hatte Melanie ab dem nächsten Herbst allmorgendlich den ächzenden gelben Schulbus bestiegen. Darin hatte sie entweder allein oder neben Rudy gesessen, einem autistischen Jungen, der seine Nase ans Seitenfenster drückte und kein Wort sagte. An den außerschulischen Aktivitäten nahm Melanie nicht teil und sie ging zu keinen Spielen. Sie fuhr zur Schule, aß allein in der Cafeteria und kam wieder nach Hause.

Trotzdem hatte das ereignislose Highschool-Jahr einen Funken Freiheit bedeutet, und nun stellte Melanie fest, dass sie mehr wollte. Schließlich konnte sie nicht ewig in dem Trailer hocken, oder? Sollte sie mit fünfundneunzig Jahren eines natürlichen Todes sterben, ohne irgendwas

gesehen oder erlebt zu haben, was für ein Triumph wäre das?

Viele aus Melanies Highschool-Jahrgang wollten an die West Virginia University. Sie trugen schon Mountaineer-T-Shirts und redeten davon, wie ihr Team in welchen Sportarten sein würde, als gehörten sie bereits dazu. Melanie hatte einen lahmen Versuch unternommen, ihrer Tante und ihrem Onkel zu erklären, dass sie als eine von fünfundzwanzigtausend Studenten überhaupt nicht auffallen würde. Und sie erlaubte sich, ein bisschen davon zu träumen, in einem Wohnheim zu leben, zu Football-Spielen zu gehen, Jungs zu treffen. Freunde zu finden.

Die Serie *Friends* lief praktisch schon ihr Leben lang im Fernsehen, und Melanie war fasziniert, wie lässig die sechs New Yorker in einem Café herumsaßen. Die witzigen Wortgefechte und diese Freiheit, die sie alle empfanden, waren offensichtlich vollkommen natürlich für sie. Was Melanie zu der Vorstellung verleitete, dass es am College vielleicht genauso wäre.

Aber ihre Tante und ihr Onkel dachten bei dem Stichwort »College« gleich an Studentenverzeichnisse, Bibliotheksausweise und einen sperrangelweit offenen Campus, auf dem jeder Melanie finden, ihr folgen und ihr schreckliche Dinge antun könnte. Am Ende fanden sie zu einem Kompromiss: Melanie durfte - in Teilzeit - am Mountain Community College studieren, zwanzig Meilen entfernt. Sie würde zu Hause wohnen und immer nur einen oder zwei Kurse pro Tag besuchen. Wayne würde ihr einen billigen Gebrauchtwagen kaufen und ihr Fahrunterricht geben. Und damit Melanie sich an den Kosten beteiligen konnte, würde sie sich einen Teilzeitjob irgendwo in Fredonia suchen.

Melanie nahm dieses beste und einzige Kompromissangebot an. Wenn sie schon kein Mountaineer werden durfte, würde sie eben eine Fighting Soybean, auch

wenn »Kämpfende Sojabohne« nicht annähernd so verlockend klang wie »Alpinist«.

»Ich verstehe dieses plötzliche Interesse an Journalismus sowieso nicht«, sagte Wayne und stemmte sich vom Fenster ab. Er öffnete die Kaffeedose und schaufelte mehrere Esslöffel in den Filter. Dann goss er Wasser in die Kaffeemaschine und schaltete sie ein.

»Es ist nicht ›plötzlich‹ gekommen«, sagte Melanie. »Ich finde es eben interessant.«

»Ja, sicher ist es interessant, doch ich würde immer noch sagen, dass es riskant ist.«

»Ach, alles ist riskant, Onkel Wayne.« Ihr wurde auf einmal von dem Kaffeegeruch übel.

»Stimmt«, sagte Kendra. »Ist es auch.« Sie kam zu Melanie und umfasste ihre Hand. »Baby, was ist los?«

»Siehst du? Genau das ist es! Ich bin kein Baby mehr. Und ihr beide haltet mich immer noch dafür.«

»Du könntest nie Journalistin werden«, sagte ihr Onkel. »Das ist dir doch klar, oder? Nicht, ehe er geschnappt ist.«

»Er wird nie geschnappt werden, und das wisst ihr!« Die Worte waren heraus, bevor Melanie sie aufhalten konnte.

»*Melanie.*« Kendra gelang es immer, Mitgefühl und Schelte in einem einzigen Wort zu verquicken.

»Entschuldige, Onkel Wayne.« Melanie seufzte. »Es ist nur so, dass ich erwachsen bin. Wenn ich ein Risiko eingehen will, ist es doch eigentlich meine Entscheidung.« Aber wie undankbar das klang! »Ehrlich, so groß ist das Risiko gar nicht, wenn man es genau bedenkt. Und überhaupt könnte Ramsey Miller inzwischen in der Antarktis sein. Er könnte tot sein.«

»Er ist nicht tot, Mel.«

»Klar, doch er könnte es sein.«

Onkel Wayne schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

Melanie wollte widersprechen, über den hypothetischen Tod ihres Vaters spekulieren und Wayne fragen, wieso er so sicher war, dass Ramsey Miller immer noch eine Bedrohung darstellte, als sich ihr die Nackenhaare aufstellten. Da hatte sie die Antwort, laut und deutlich.

Es gab einen neuen Brief. Einen, der tatsächlich mal irgendetwas aussagte.

Aber danach konnte sie nicht fragen, da sie offiziell gar nichts von den bisherigen Briefen wusste. Und das Schlimmste war, dass Wayne sie seit fast einem Jahr nicht mehr in seinem Schreibtisch aufbewahrte.

Der in die Kanne tropfende Kaffee roch so säuerlich, dass Melanie nach draußen fliehen wollte, um frische Luft zu bekommen – nur leider rochen die Bäume für sie neuerdings auch sauer. Weniger selbstsicher sagte sie: »Es ist bloß eine alberne College-Zeitung, die wahrscheinlich gar keiner liest. Ich verstehe nicht, warum ihr euch so aufregt.« Aber natürlich konnte sie leicht reden, man müsse auch mal Risiken eingehen, solange andere ihr Leben aufs Spiel setzten, um sie zu schützen.

Ihre Tante und ihr Onkel sahen einander an.

»Schätzchen«, sagte Wayne sanft, »ich liebe dich von Herzen. Doch wenn du wirklich glaubst, dass wir aus lauter Jux und Tollerei ausflippen, beweist das bloß, dass du dir das gründlich überlegen musst.«

Unter dem Tisch lag ein rostroter Läufer. Melanie konnte noch den ausgebleichenen Fleck sehen, wo sie während einer schweren Magen-Darm-Grippe als Kind hingespuckt hatte. An jene Krankheit erinnerte sie sich besser als an jede andere. Daran, wie sie eine Woche lang auf dem Sofa gelegen und sich Game-Shows und Soaps angesehen hatte. Wie sie Ginger Ale getrunken, Kracker gegessen und sich in einen Mülleimer übergeben hatte. Ihre Tante hatte ihr kalte Umschläge auf die Stirn gelegt, sie festgehalten und ihre Temperatur gemessen. Sie war für sie da gewesen. Immer.

Draußen waren mit dem Jahreszeitenwechsel Zugvögel eingetroffen, die unsichtbar in den Bäumen hockten und obszön laut krächten. Bald würde sich das Laub verändern. Aber hier drinnen veränderte sich nie etwas. Ihre Tante und ihr Onkel hatten den eilig gemieteten Trailer nur nach zwei Gesichtspunkten eingerichtet: Gebrauchsfertig und billig hatte er sein müssen, daher die Goodwill-Möbel, die Walmart-Bücherregale und die Restposten-Fußläufer. Sie hatten angenommen, dass es eine vorübergehende Lösung wäre. Und nachdem sich ihre anfängliche Panik in eine dauerhafte, dumpfe Furcht gewandelt hatte, sahen sie keinen Grund (und hatten auch kein Geld), den Trailer neu einzurichten.

Aber die Einrichtung allein war es nicht. Es waren auch sie drei – wie sie miteinander umgingen, die unzähligen Arten, in denen sie ihr Leben so arrangierten, dass sie nicht von ihren schlimmsten Befürchtungen überwältigt wurden. Ein ganzes Leben konnte so vergehen.

»Es wird immer so sein, oder?«, fragte Melanie. Sie hatte keine Lust mehr zu streiten. Vielmehr erkannte sie die Wahrheit, was ihre Zukunft betraf, und das vielleicht zum ersten Mal. »Egal, wie alt ich bin, wie alt ihr seid oder wie lange es her ist: Nichts wird sich jemals ändern, stimmt's?«

»Wenn er gefasst ist ...«, begann Wayne. Einst musste er dieselben Worte mit einer tiefen Überzeugung gesagt haben. Jetzt klangen sie leer. Ihr Leben in Fredonia war alles, was Melanie kannte, und mehr und mehr wurde es auch zu allem, was ihre Tante und ihr Onkel kannten. Alle drei redeten so gut wie nie über die Vergangenheit, geschweige denn über »ihn« im Zentrum dieser Vergangenheit. »Wenn er gefasst ist ...«, begann Wayne erneut. Doch er schien den Satz nicht beenden zu können, weil es reine Fiktion wäre.

Als käme er selbst zu ebendiesem Schluss, runzelte er die Stirn und goss sich einen Becher schwarzen Kaffee ein.

Er stellte den Becher auf den Küchentisch, und Dampf stieg in die Luft auf. Melanie zwang sich, nicht zu würgen.

»Mit anderen Worten, nie«, sagte sie, und unwillkürlich legte sie eine Hand auf ihren Bauch. Sie wollte ihn reiben, beruhigen. Die letzten paar Wochen tat sie es in den Kursen, im Bett, im Wagen. Doch dieses Geheimnis würde sie nicht preisgeben – noch nicht –, und so nahm sie die Hand wieder herunter.

»Wenn er gefasst ist«, sagte ihr Onkel.

Am Nachmittag war Melanie immer noch aufgewühlt von der morgendlichen Auseinandersetzung mit ihrer Tante und ihrem Onkel. Sie saß in ihrem Mathekurs, und der Dozent sprach über Fraktale, wiederkehrende Skalenmuster.

»Stellen Sie es sich wie die Röschen an einem Brokkoli vor«, erklärte er. »Jedes ist in sich selbstähnlich und enthält wiederum selbstähnliche kleinere Röschen.« Er warf von seinem Laptop Bilder auf ein Whiteboard hinter ihm. »Oder wie der Wellensaum das gleiche Windmuster aufweist, ob Sie einen kleinen Ausschnitt vom Strand aus betrachten oder eine ganze Küstenlinie von einem Satelliten aus.« Er sprach langsam und mit einem Spannung erzeugenden Unterton, als wäre er ein Zauberer und kein Lehrer in mittleren Jahren an einem Community College, der zu jeder Stunde denselben blauen Blazer trug.

Die Fraktale ergaben wunderschöne Bilder, visualisierte und farbige Gleichungen, und in diesem Moment kam Melanie ein Gedanke, der sie schier überrollte und ihre Hände zum Schwitzen brachte.

»Das bin ich«, murmelte sie leise und starrte auf das Whiteboard. »Ich bin ein Fraktal.«

»Wie bitte?«, fragte der Dozent. Melanie sagte nie etwas im Unterricht, und das Surren des Beamers hatte ihre Stimme übertönt. »Hatten Sie etwas gesagt, Miss Denison?«

Sie blickte weiter zu der geometrischen Form. Wie offensichtlich und wahr es war, verblüffte sie. Sie versteckte sich in ihrem kleinen Zuhause, versteckt an einer verlassenem Straße, die sich wiederum in einer kleinen Stadt in einem abgelegenen Teil von West Virginia versteckte. Ihr Versteck war in jedem Skalenabschnitt ähnlich und so absolut, dass es sich wie eine mathematische Gewissheit anfühlte.

»Entschuldigung«, sagte sie zu dem Dozenten. Sie lenkte auf die schlimmstmögliche Weise Aufmerksamkeit auf sich – so, dass sie schnell wieder vergessen würde. Das komische stille Mädchen sagte endlich etwas. Einige Studenten kicherten nervös. »Ich meinte nur ...« Sie blickte sich zu ihren rund zwanzig Kommilitonen um und dachte an das Baby, das in ihr wuchs, und daran, wie diese kleinere Einheit ihrer selbst wieder versteckt enden würde, Schicht um Schicht um Schicht.

Das konnte sie nicht zulassen.

»Ich muss ...« Sie ballte die klammen Hände zu Fäusten. Den Satz könnte sie nicht beenden, nicht einmal wenn ihr die Worte einfielen. Melanie stand auf und rannte aus dem Raum, den Korridor hinunter und in eine Toilette, wo sie sich übergab. Sie kniete vor der Kloschüssel, bis die Übelkeit nachließ, ging zum Waschbecken und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Dann stand sie vor dem Becken, rieb ihren Bauch und atmete ruhig ein und aus, bis sie sich stark genug fühlte, zurück nach Fredonia zu fahren und auf Phillip zu warten.

Sie hockte auf den Steinstufen vor dem von ihm gemieteten Haus und spürte die leichte Brise auf ihrem Gesicht, während sie die Zeit wusch.

Die letzten paar Jahre hatte sie abends im Bett alte *Nancy-Drew*- und *Hardy-Boys*-Krimis gelesen. Melanie wusste, dass es Kinderbücher waren, doch es tat ihr gut, sie vor dem Einschlafen zu lesen. Die Detektive wurden

dauernd gefesselt und geknebelt, entkamen jedoch jeder Situation unverletzt, und der Verbrecher wurde stets gefasst.

In einem der *Hardy-Boys*-Bücher nahm ein Pfandleiher gestohlenen Geld an und trug dann zu hohe Verkäufe in seine Bücher ein. Es nannte sich »Geldwäsche«. Und genau das mache ich auch, hatte Melanie sofort gedacht, allerdings mit Zeit anstelle von Geld. Für die Hausaufgaben brauchte sie selten zwei Stunden, wie sie es gegenüber ihrer Tante und ihrem Onkel behauptete, sondern meistens nur eine. Die zweite Stunde in ihrem Zimmer verbrachte sie damit, durch die *People*-Ausgabe zu blättern, die sie unter ihrer Matratze lagerte. Und neuerdings erzählte sie Wayne und Kendra, dass sie in dem Büroartikel-Geschäft in der Stadt Überstunden machen müsste, die es nicht gab.

Die Fahrt zum oder vom College eignete sich besonders gut zur Zeitwäsche. Von Anfang an hatte Melanie gelogen, was die Kurszeiten anging, um sich jeweils eine Stunde vor und nach den Kursen zu sichern, die ihr ganz allein gehörte.

Ihr gefiel es nicht, ihre Tante und ihren Onkel zu täuschen, und sie hatte ein schrecklich schlechtes Gewissen deswegen, doch die beiden würden es für enorm gefährlich halten, wenn sie wüssten, dass sie in dieser ruhigen Straße saß, in der nie jemand vorbeikam (zu bergig, keine Gehwege) und die wenigen Autofahrer Besseres zu tun hatten, als Melanie zu beachten.

Sie war sowieso kein Mensch, der auffiel. Ein Mädchen aus ihrem Anfängerkurs in Stilistik, Raquel Sowieso, war groß und blond mit riesigen blauen Augen und sah aus, als gehörte sie auf den roten Teppich. Noch dazu bewegte und hielt sie sich unglaublich lässig. *Sehr gern*, antwortete sie jedes Mal, wenn der Dozent sie bat, Aufgabenblätter zu verteilen. *Wie war dein Wochenende?*, fragte sie diejenigen, die gerade neben ihr saßen. Sie plauderte mit anderen, als machte deren Gegenwart ihren Tag zu etwas Besonderem.

Melanie sah nicht wie Raquel aus, und sie wusste auch nicht, wie man sich so verhielt.

Und dennoch war Melanie hier, nicht Raquel.

Es war Viertel nach drei. Zu warten und die vorbeifahrenden Autos zu beobachten machte ihr nichts aus. Ihr eigenes Zuhause stand am Ende einer langen Zufahrt, die von einem Waldweg abging. Ursprünglich hatte der Weg keinen Namen gehabt. Doch mit der Zeit war das große, handgemalte Schild mit der Aufschrift NO TRESPASSING – KEINE DURCHFAHRT, das jemand vorn an der Abzweigung in den Boden gerammt hatte, so verwittert, dass die letzten drei Buchstaben nicht mehr zu lesen waren. So begannen zunächst die Nachbarn, dann andere in der Stadt und schließlich auch die Post von der Straße als »Notress Pass« zu sprechen.

Abgesehen von diesem Schild und der Geschichte dahinter war nichts an dem Weg auch nur entfernt bemerkenswert. Und genau darum ging es. Es standen ein Dutzend »Häuser« dort, ungefähr die Hälfte davon waren Trailer, und dort kamen an einem gewöhnlichen Tag bestenfalls zehn Wagen vorbei. Jetzt, vor Phillips Haus, stellte Melanie sich vor, hinter dem Lenker eines dieser Autos zu sitzen, auf dem Weg irgendwohin. Es musste ja nichts Tolles sein, es sollte einfach nur woanders sein. Sie dachte an Dorothy, die davon sang, über den Regenbogen zu wollen. Der *Zauberer von Oz* war neulich Abend wieder im Fernsehen gelaufen. Was für ein blöder Film! Warum in aller Welt wollte Dorothy am Ende wieder nach Hause? Sie war eine Heldin, sie hatte Freunde, alles war in wundervollen Farben. Was für eine Tragödie, da wieder nach Kansas zurückzukehren!

Die Highschool endete um halb drei. Sofern es keine Fachkonferenz gab, war Phillip gewöhnlich um drei zu Hause. Er erwartete Melanie heute jedoch nicht, und es war schon zwanzig vor vier, als er mit einer vollen Einkaufstüte aus Papier den Hügel heraufgewandert kam.